

Jede Zeit hat ihre Mörder

Haarmann und Konsorten: Der Historiker Raimond Reiter erzählt in einer Ausstellung und einem Buch spektakuläre Kriminalfälle nach

VON SIMON BENNE

Heute würde Brunos Schicksal der Boulevardpresse wochenlang Stoff bieten. Sein Name würde in einer Reihe mit den Namen Kevin, Jessica und Lea-Sophie stehen. Er würde zum Synonym dafür werden, wie ein unheilvolles Aufeinandertreffen von überforderten Eltern, unfähigen Jugendämtern und gleichgültigen Nachbarn ein Kind mitten in Deutschland ums Leben bringen kann. Doch Bruno verhungerte im Hannover des Jahres 1941. In einer Zeit also, in der viele Menschen starben und das Martyrium eines sechsjährigen Jungen in der Öffentlichkeit kaum Widerhall fand. Und so versank Brunos Geschichte in den Akten des Hauptstaatsarchivs Hannover, wo der Historiker Raimond Reiter sie jetzt wiedergefunden hat.

In seinem Buch „Morden im Norden“ (Militzke, 255 Seiten, 17,90 Euro) zeichnet Reiter, sonst Spezialist für Verbrechen der NS-Zeit, rund 50 authentische Kriminalfälle aus dem 20. Jahrhundert nach, darunter viele aus Hannover. „Pitaval“ nennt man diese literarische Gattung, nach dem Franzosen François Gayot de Pitaval, der im 17. Jahrhundert Kriminalberichte verfasste. Der aufklärerische Impetus, sich den dunklen Seiten der menschlichen Seele zu stellen, begünstigte damals den Aufschwung des Genres, das heute fast vergessen ist. „Jerry Cotton“ und „Tatort“ haben ihm den Rang abgelassen. Gleichwohl mischen sich beim Publikum noch immer Faszination und Abscheu, wenn Menschen sich zu Herren über Leben und

Tod erheben. Und manche Taten sind so schockierend, dass auch der Ablauf von Jahrzehnten sie nicht mit morbider, pittoresker Patina überziehen kann – wie etwa der Fall Bruno.

Der behinderte Junge war das „Sorgenkind“ der Familie. Weil er ins Bett machte, schlugen ihn Mutter und Stiefvater. Sie gaben ihm nichts zu essen und sperrten ihn halbnachts ins Toilettenhäuschen. Bruno bettelte eine Garten Nachbarin im Schrebergarten am Schleusenweg in Limmer an: „Tante, Hunger!“ – vergeblich. Schließlich beschloss seine Mutter, Bruno verhungern zu lassen, und gab ihm nur noch zwei dünne Scheiben Brot täglich. In einer kalten Abstellkammer vegetierte er auf einem Strohsack dahin. Als er starb, steckte die Mutter seine Leiche in einen Sack und schob sie unters Bett.

Erst Monate später, als die Frau wegen Diebstahls in Haft kam, fiel auf, dass eins ihrer drei Kinder fehlte, und man fand den teils schon mumifizierten Körper. Die 28-Jährige wurde zum Tode verurteilt. Besonders beklemmend: Der Versuch, Bruno in einer Anstalt unterzubringen, war zuvor gescheitert. Die Kinderabteilung dort war aufgelöst worden, die meisten der behinderten Kinder wurden von den Nazis ermordet. Anders als Bruno starben sie allerdings von Staats wegen.

„Ein Stück ungeschriebene Sozialgeschichte“ nennt Historiker Reiter seine Fallsammlung. Und tatsächlich bieten die von ihm ausgewerteten Gerichtsakten nicht nur ein Kaleidoskop des Grauens: Jenseits der Erkenntnis, dass die menschliche Zivilisation nur ein dünner

Firn ist, der leicht zerreißen und den Blick in Abgründe freigeben kann, erzählen die meisten Verbrechen auch etwas von ihrer Zeit. Fritz Haarmanns Serienmorde etwa hatten ihren Nährboden im Elend einer ganzen Epoche. Eine Begleitausstellung mit Bildern und Texttafeln zu dem Buch, die jetzt im Bildungsverein zu sehen ist, zeigt unter anderem Fotos von Haarmanns schmuddeligem Zimmer in Hannovers Altstadt – mit „Continental“-Abreifkalender über dem schäbigen Bett, in das der Sexualmörder in den zwanziger Jahren sozial entwurzelte junge Männer lockte.

Jeder Zeitgeist findet seine eigenen Opfergruppen, jedes Umfeld gebiert andere Täter. So erzählt Historiker Reiter von einer siebenfachen Mutter, die in den dreißiger Jahren im Umland von Hannover über die Jahre drei Neugeborene tötete. Eine der älteren Töchter musste im Holzschuppen eine Grube buddeln, um die Ba-

bys zu beseitigen. Die Mutter, von Männern sexuell ausgebeutet und geschlagen, wusste offenbar nicht, wie sie noch weitere Kinder großziehen sollte.

„Kindstötungen und Giftmorde finden sich eher bei Frauen“, sagt Reiter. Dafür neigten Männer häufiger zu körperlicher Brutalität – wie der Lust- und Raubmörder Rudolf Pleil, der in den Nachkriegsjahren etwa 26 Reisende im Grenzgebiet zur Ostzone am Harz erschlug. In Haft schrieb er eine Art Autobiografie mit dem vielsagenden Titel „Mein Kampf“, und bei einem Bürgermeister bewarb sich der eitle Mörder als Henker – schließlich habe er ja Ahnung von der Materie.

Da nimmt sich der Fall jener Frau, die 1919 in Dedenhausen ihre Schwiegermutter erwürgte, vergleichsweise harmlos aus. Grotesk mutet auch die Vita des Künstlers Gustav Sievers an, der dem Wahnsinn verfiel. Der paranoide Maler aus Linden glaubte, dass Freimaurer ihm

nach dem Leben trachteten. Er türmte aus diversen Anstalten, verfasste wirre Pamphlete an „Queen Wilhelm“ oder „Aufrufe an das Hannoversche Volk“ – und versuchte 1918 schließlich, Otto Snell, den Direktor seiner Lüneburger Anstalt, zu töten (wofür er sich später in einem formvollendeten Brief entschuldigte). Er selbst wurde seinerseits ein Mordopfer der Nazis, die ihn 1941 in die Vernichtungsanstalt Hadamar deportierten.

Schon vor Jahren untersuchte der Historiker Reiter den Fall des Wachtmeisters Walter Meidt, der 1929 bei einer Demonstration von Kommunisten am Schwarzen Bären erstochen wurde – ein Kriminalfall also, in dem sich die politischen Wirren der Zeit spiegeln: „Damals habe ich überlegt, ob ich einen Krimi darüber schreiben sollte, aber das habe ich nicht hingekriegt“, sagt Reiter. Tatsächlich pflegt er in seinem Buch eher den glanz-

sen, nüchternen Stil des Wissenschaftlers: „Am 26. April 1920 wurde der Eisenbahnwärter H. bei seinem Bahnwärterhäuschen in der Nähe von Eddesse im Landkreis Peine an der Bahnstrecke Hannover-Berlin tot aufgefunden“, heißt es da dann im faktenreichen „Aktenzeichen“-Stil von Eduard Zimmermann.

Dennoch scheint immer wieder auf, welche Dramen sich zwischen den Deckeln der alten Gerichtsakten verbergen. Etwa im Fall der beiden sowjetischen „Ostarbeiter“, die 1944 geflohen waren und in einer Gartenlaube an der heutigen Siegmundstraße in Hainholz Unterschlupf gefunden hatten. Ein Ehepaar, das dort lebte, hatte sie anfangs aufgenommen, doch als die Flüchtlinge mehrere Nächte blieben und auch noch ihre Bräute in der Ein-Zimmer-Laube einquartierten, erstattet es Anzeige.

In einer Winternacht, als die „Ostarbeiter“ unterwegs waren, bezogen zwei Gestapo-Männer Posten in der Laube – doch als einer der Gesuchten dort aufkruzte, stellten sie sich eher unglücklich an. In einem Handgemenge entwand der „Ostarbeiter“ einem Gestapo-Mann die Pistole und erschoss beide Häsher. Ein dritter Kollege, der vor der Laube wartete, stolperte im Dunkeln und bekam einen Streifschuss ab. Einer der Sowjets wurde am nächsten Tag zwar verhaftet, konnte aber nach nicht einmal zwei Wochen aus dem Gefängnis ausbrechen, trotz angelegter Handschellen. Nach ihm und dem Todeschützen wurde im großen Stil gefandelt – doch vergebens. Sie konnten untertauchen und wurden nie gefasst.

Die Ausstellung ist im Bildungsverein, Am Litolthe 31, bis 16. September zu sehen. Infos: (05 11) 34 41 44. Reiter liest aus dem Buch am 27. April, 20.30 Uhr, in Lehmanns Buchhandlung.



Hannovers bekanntester Mörder: Fritz Haarmann. Archiv



In dieser Laube in Hainholz erschoss 1944 ein flüchtiger „Ostarbeiter“ zwei Gestapo-Männer. Der Täter tauchte unter und wurde nie gefasst. Der Fall ist Teil der Ausstellung, die der Historiker Raimond Reiter zusammengestellt hat.

Hauptstaatsarchiv Hannover, Steiner

